Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, port. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 111. **Freitag** den 1. März 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. März.

Die zweite Lesung des **Marine-Etats** hat gestern im Reichstage erfreulicher Weise vor weniger spärlich als sonst besetzten Bänken begonnen. Leider aber ist die Geduld des Hauses auf eine harte Probe gestellt worden durch die in neuerer Zeit beliebt gewordene Manier einiger Redner, alle Einzelheiten, die in der Budgetcommission schon ausführlich durchgesprochen worden sind, mit derselben Breite nochmals im Plenum zur Sprache zu bringen. Insbesondere waren es gestern die socialdemokratischen Abgg. Legien und Bebel, welche wiederum die Entlassung einer, wie sie glaubten, unverhältnißmäßig großen Zahl von Arbeitern auf den kaiserlichen Werften tadelten. Mit Recht wurden sie von anderen Rednern darauf aufmerksam gemacht, daß ja vornehmlich die Socialdemokraten selbst daran schuld seien, wenn Arbeiter in so erheblicher Zahl außer Brod gesetzt werden müßten. Denn durch die Art, wie die äußerste Linke schon seit 1891 am außerordentlichen Etat der Marineverwaltung „Sparsamkeit" geübt hat, war thatsächlich der Ersatzbau von Schiffen ins Stocken gerathen, nicht nur der Vermehrungsbau aufgehalten worden. Umsonst hatte damals die Verwaltung darauf hingewiesen, daß bei solchen Abstrichen die normale Zahl von Arbeitern auf den Werften nicht mehr Beschäftigung genug, also auch kein Brod mehr zu haben sein werde. Wenn die Abstriche dennoch forcirt wurden, so haben mindestens die Socialdemokraten das Recht verwirkt, als Anwälte der Interessen der entlassenen Arbeiter das große Wort zu führen. Daß trotzdem die socialdemokratische Fraction bei der Berathung des außerordentlichen Etats, die gestern infolge jenes Redeüberflusses nur begonnen werden konnte, die von der Commission bewilligten Schiffsforderungen ablehnen wird, unterliegt keinem Zweifel. Nach der Ansicht dieser Fraction ist ja der jetzige Staat nichts als ein großer Geldkasten, aus dem man fortwährend Unsummen zum Wohle der Arbeiter entnehmen kann, ohne ihn wieder füllen zu müssen. Vielleicht wird es aber gerade bei dieser Gelegenheit wenigstens den Werftarbeitern klar, daß ihr Wohl und Wehe in den Händen der Socialdemokratie in den schlechtesten Händen ruht und daß sie am Hungertuche nagen könnten, wenn die Entscheidung des Reichstags über die neuen Schiffsforderungen von der socialdemokratischen Fraction abhinge. Für die Freunde dieser Forderungen liegt in dem innigen Zusammenhange, der zwischen einer zeitgemäßen Verstärkung unserer Seewehr und dem Geschicke vieler Tausende von Arbeitern besteht, ein Antrieb mehr, für diese Forderungen einzutreten und sich die Antheilnahme an der weiteren Berathung des Marine-Etats nicht durch überflüssige und ermüdende Wiederholung von Commissionsdebatten verekeln zu lassen.

Der Beschluß des deutschen Reichstags, die Reichsregierung um Herbeiführung freundschaftlicher Erörterungen zwischen den an der **Währungsfrage** meistbetheiligten Staaten zu ersuchen, hat bekanntlich in den letzten Tagen im englischen Unterhause Anlaß zu einer längeren Debatte gegeben, die mit der Annahme einer Resolution endete, die gleichfalls den Zusammentritt einer internationalen Conferenz zur Beseitigung oder Verminderung der aus den Schwankungen im relativen Werthe von Gold und Silber hervorgehenden Uebelstände für wünschenswerth erklärt. Die Annahme dieser Resolution hat im bimetallistischen Lager große Freude erweckt, deren Berechtigung indeß höchst fraglich ist. Die Rede, die der englische Schatzkanzler Sir W. Harcourt zur Beleuchtung des Antrags hielt, beweist nichts, als daß er sich ebenso wie die Führer unserer Bimetallisten im Unklaren über die Mittel und Wege befindet, durch welche diese Herren zum Ziele zu gelangen hoffen. Auch Harcourt stellte an die Spitze seiner Ausführungen den unbestreitbaren Satz, daß die Abweichungen im relativen Werthe des Goldes und Silbers Uebelstände hervorgerufen haben, deren Tragweite nebst den etwaigen Versuchen, ihnen abzuhelfen, sehr wohl Gegenstand der freundschaftlichen Erörterung der betheiligten Mächte sein könne. Auch er erklärte sich zur Betheiligung an einer solchen Erörterung bereit, ließ über seinen festen Entschluß, die Goldwährung aufrechtzuerhalten, nicht den geringsten Zweifel, betonte aber auch nicht minder zutreffend, daß in dieser Hinsicht auch Deutschland keinen Meinungswechsel vorgenommen habe. Man wird ihm ebenso darin zustimmen müssen, daß eine solche gemeinsame Erörterung nur dann zu einem brauchbaren Ergebniß kommen könne, wenn man zuvörderst die wichtigste Vorfrage erledigt habe, was geschehen solle, wenn einmal eine internationale Vereinbarung nicht aufrecht erhalten werde. Kein selbstständiger Staat kann in der That die Währung seines Landes der Gnade irgend einer auswärtigen Macht preisgeben oder sie unter die Aufsicht einer Verbindung fremder Staaten stellen. Alles kommt demgemäß zunächst auf die von den Führern unserer Doppelwährungsleute zu machenden, ins Einzelne gehenden Vorschläge an, durch die sie glauben, auf dem Wege einer freundschaftlichen Verständigung der Mächte ihre bisherigen theoretischen Bestrebungen in die Praxis übertragen zu können. Von solchen Vorschlägen hat aber noch gar nichts verlautet. Es wäre daher, wie die „Köln. Ztg." mit Recht betont, sehr erwünscht, wenn recht bald Graf Mirbach und Herr v. Kardorff mit diesen Vorschlägen hervorträten, denn auch diese beiden Herren werden allgemach sich darüber klar werden müssen, daß durch ihre fortgesetzten Versuche, die deutsche Goldwährung zu untergraben, die deutschen Wechsel im Auslande im Vergleich zu den englischen nicht unbeträchtlich geschädigt werden und daß sie die bisher sehr erfreulich sich entwickelnden Bestrebungen, die deutsche Ausfuhr-Industrie und den deutschen Ausfuhrhandel immer mehr vom englischen Geldmarkt und von der englischen Zwischenhand unabhängig zu machen, in hohem Maße lahmlegen.

Noch ist zwar von der Betheiligung **Frankreichs** an der Einweihung des Nordostseecanals nichts officiell bekannt geworden, aber es erhält sich, wie die „Post" officiös bestätigt, in den maßgebenden Berliner Kreisen die Meinung, daß der Einladung Deutschlands entsprochen werden wird. Die den guten Ton vertretende Pariser Presse hat bereits in der Sache das Wort ergriffen und mit einer Wärme, deren man sich nach manchen bedauerlichen Vorkommnissen der letzten Jahre nicht versehen hatte, für die Entsendung der Tricolore zu der internationalen maritimen Feier plaidirt. Aber auch sonst haben sich in den letzten Wochen die Zeichen dafür gemehrt, daß die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland thatsächlich nachläßt. Die Vernünftigen und Gemäßigten scheinen bezüglich dieser Frage immer mehr die Oberhand zu gewinnen. Es handelt sich jetzt nicht mehr blos darum, mit Deutschland Frieden zu halten, man will auch während des Friedens in guten Beziehungen leben. Das ist an sich nicht viel, und kein Franzose verzichtet, wie selbst die freundlichen Pariser Preßstimmen der letzten Tage bestätigen, auf Elsaß-Lothringen. Aber im Vergleich gegen früher ist es doch ein großer Fortschritt. Man rückt sich näher, weil das gegenseitige Mißtrauen im Schwinden begriffen ist. Das erste und größte Verdienst an der Annäherung hat sicherlich die deutsche Kunst gehabt, die nach Frankreich kam. Bei einem politischen Volke, wie dem französischen, setzen sich auch die künstlerischen Wirkungen in Politik um. Als die chauvinistischen Horden gegen „Lohengrin" brüllten, hatten sie offenbar eine dunkle Ahnung davon, daß Wagner und Alles, was ihm nachfolgen sollte, dem Chauvinismus in Frankreich das Geschäft verderben würde. Man lernte in Frankreich die deutsche Kunst kennen und lieben, und indem man die Vorurtheile gegen Deutschland auf dieser Seite aufgeben mußte, bekamen jene Vorurtheile überhaupt einen Stoß. Es bestehen zwar noch genug, aber die schlimmsten sind gefallen. Man glaubt den chauvinistischen Lügnern und Idioten nicht mehr, daß jenseits des Rheines die deutschen Armeen nur auf die Gelegenheit warten, um Frankreich zu überfallen. Man glaubt im Gegentheil an die Friedensliebe Deutschlands, und besonders hat das Verhalten des deutschen Kaisers vorzügliche Wirkung gethan. Das Mißtrauen, mit dem man ihn bei seinem Regierungsantritt betrachtete, ist in das gerade Gegentheil umgeschlagen. Maßgebende Organe der öffentlichen Meinung, wie der „Temps", haben bei mehreren Gelegenheiten bereits in warmen Worten dem deutschen Kaiser ihr Vertrauen kundgegeben. Erst vorgestern schrieb die „Liberté": „Die auswärtige Politik Wilhelm's II., im Gegensatz zu derjenigen, die vor ihm ausschlaggebend gewesen ist, besteht weniger darin, sich gefürchtet zu machen, als darin, sich Achtung zu verschaffen, selbst bei seinen Gegnern. So ist sie vielleicht geschickter und wirksamer für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens." Es handelt sich nicht blos um Vertrauen. Es ist nicht zu leugnen, daß der deutsche Kaiser in Frankreich in Folge der Freilassung der beiden französischen Officiere am Tage des Begräbnisses von Carnot, in Folge seiner Depeschen beim Tode Carnot's, Mac-Mahon's, Canrobert's, in Folge seiner Antheilnahme beim drohenden Verlust der „Gascogne" ꝛc. auch in weiteren Kreisen eine gewisse Popularität zu genießen beginnt. Die französische Phantasie hat sich ein besonderes Bild von ihm zurecht gemacht; es ist fraglich, ob dieses Bild der Wahrheit entspricht, aber es ist jedenfalls sehr schmeichelhaft. So bleiben denn die guten Folgen nicht aus. Wie gesagt, ist ja die Einladung Deutschlands — und das ist immerhin auffallend — noch nicht officiell acceptirt, und ihre Ablehnung würde deutscherseits zweifellos arg verstimmen, allein wenn auch von der schwankenden Gesinnung des Ministerpräsidenten Ribot, der es mit keiner Partei verderben will, ein kräftiger Vorschub für die sich vollziehende Annäherung der beiden Nachbarvölker vorerst nicht zu erwarten ist, so findet dieselbe einen um so festeren Rückhalt in der Person des in internationalen Beziehungen ausschlaggebenden Ministers des Auswärtigen, Hanotaux. Allerdings möchten wir nochmals mit den „Hamb. Nachr." vor zu weitgehendem Optimismus warnen, denn man darf nicht vergessen, daß die Höflichkeitsbezeugungen der „Débats" grell unterbrochen werden durch das Bekenntniß: „Unsere inneren Empfindungen werden dadurch nicht geändert"; von einer thatsächlichen Versöhnung und von einem allgemeinen Verzicht auf die Wiedererlangung Elsaß-Lothringens und der Wiederherstellung der verlorenen „Gloire" durch die Besiegung Deutschlands kann noch keine Rede sein, immerhin muß doch der unbefangen Urtheilende constatiren, daß nicht blos „die Rücksicht auf die Ausstellung von 1900" den freundlicheren Ton anschlägt, sondern daß man es mit den Anzeichen eines langsam, aber sicher sich vollziehenden Umschwunges in der Gesinnung unserer Nachbarn zu thun hat, bei denen der Revanchegedanke nicht mehr der alles beherrschende, einzig und allein ausschlaggebende ist, sondern an Energie und stimulirender Kraft erschöpft hat. Das tritt doch, worauf auch die „Köln. Ztg." aufmerksam macht, klar zu Tage in dem Entschluß der Künstler-Elitegesellschaft des Champ du Mars und nicht minder darin, daß die chauvinistische Hetzpresse diesem Beschluß und den entgegenkommenden Auslassungen des „Figaro" und der „Débats" gegenüber bei Weitem nicht so laut wie ehedem die Radautrommel ihres Pseudo-Patriotismus rührt. Unerläßliche Bedingung für die Dauer der jetzt angebahnten guten Beziehungen zu Deutschland ist freilich die dauernde Emancipation der Republik von dem Terrorismus der radical-socialistischen Coalition, und in dieser Hinsicht sehen wir nicht besonders hoffnungsvoll in die Zukunft.

Nach Mittheilungen aus Berlin und Petersburg bestätigt sich die Nachricht, daß Fürst Lobanow-Rostowski zum **russischen** Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden ist. Damit hat der Zar die Ernennung des Fürsten zum Nachfolger des Grafen Schuwalow als Botschafter in Berlin rückgängig gemacht. Bisher lauteten die Nachrichten dahin, daß Fürst Lobanow, der in diesen Tagen in Wien sein Abberufungsschreiben übergeben sollte, zunächst den Berliner Botschafterposten übernehmen und voraussichtlich erst im Herbst nach Petersburg als Minister des Auswärtigen berufen werden würde. Seine Ernennung nach Petersburg ist jetzt vom Kaiser Nicolaus beschleunigt worden. Schon seit einer Reihe von Jahren galt Fürst Lobanow als voraussichtlicher Nachfolger des Ministers Giers. Er ist zweifellos der begabteste und kenntnißreichste unter den russischen Diplomaten, und seine langjährige diplomatische Laufbahn hat ihn namentlich mit den Verhältnissen im Orient, in England und in Oesterreich-Ungarn genau vertraut gemacht. Die Thatsache, daß seine Ernennung zum Botschafter in Berlin in den Berliner amtlichen Kreisen mit lebhafter Zustimmung und Anerkennung begrüßt worden ist, läßt den Schluß gerechtfertigt erscheinen, daß er auch in seiner neuen verantwortungsvollen Stellung in Petersburg Alles aufbieten wird, die guten Beziehungen, die seit einigen Jahren wiederum zwischen der russischen und der deutschen Regierung eingetreten waren, auch weiterhin zu fördern und zu befestigen. Wir glauben demnach, daß die Ernennung des Fürsten Lobanow, wie in Petersburg, so auch in maßgebenden Kreisen in Berlin und Wien mit Genugthuung begrüßt werden wird. Nicht so in London, wo noch vorgestern die Ernennung des bisherigen Botschafters am Hofe von St. James, des Barons von Staal, als vollendete Thatsache mit Freude und Genugthuung verkündigt wurde. Dort hoffte man, daß v. Staal's Vorliebe für England den Sieg der schon jetzt starken englischen Partei am Zarenhofe zu einem vollständigen machen würde, und allerdings würde man in der Bevorzugung dieses Diplomaten einen weiteren Beweis dafür haben erblicken müssen, daß der Zar dem freundlichen Einvernehmen mit England großes Gewicht beilege. Um so größer wird nun in London die Enttäuschung sein, und man darf gespannt darauf sein, welchen Ausdruck dieselbe in der englischen Presse finden wird. Enttäuscht sind auch die russischen Panslawisten, die auf den Botschafter in Konstantinopel, v. Nelidow, gehofft hatten, einen sehr tüchtigen Diplomaten, der bekanntlich kein Freund Oesterreich-Ungarns ist und im Geruch panslawistischer Neigungen steht. Fürst Lobanow, der als ein erklärter Freund des Friedens und in Berlin und Wien als persona grata gilt, erfreut sich des glühenden Hasses der Slawophilen, was seinen Werth in unseren Augen nur erhöhen kann.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 28. Februar. Der Wahlerfolg des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen im Kreise Lyck-Johannisburg stellt sich nach Ausweis der amtlichen Ziffern als ungewöhnlich groß heraus. Im Jahre 1893 hatten der conservative Candidat 9025 und ein mittelparteilicher Candidat aus dem Stande der Landwirthe 2992 Stimmen erhalten, beide zu-

---

Feuilleton.

Ein Becher Lethe.

14] Roman von R. Tellet.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Je länger ich die Bleistiftskizze betrachtete, desto mehr wurde es mir zur Gewißheit, daß sie ein Portrait, eine getreue Erinnerung aus Ethelren's Vergangenheit wiedergab. Ob es das Portrait des Mannes war, der die Baronin besucht hatte, war natürlich eine Frage, die ich einstweilen nicht zu beantworten vermochte.

Wenn ein Künstler eine Skizze sieht, malt seine Phantasie sie sofort in Farben aus. Ich war ganz sicher, daß das Haar dieses Mannes schwarz und sein Auge dunkel sein müsse. Vielleicht konnte Ethelren mir darüber Auskunft geben.

Noch einmal las ich die Zeilen, die sie darunter geschrieben hatte: „Ich bin auf ganz eigene Art dazu gekommen." Was mochte sie damit meinen? Vergebens sann ich darüber nach; ich kam zu keinem Schlusse. Aber was es auch sein mochte, meine Ueberzeugung stand fest, daß die Skizze eine echte Erinnerung sei.

Jetzt erst dachte ich plötzlich auch an Therese's Skizze. Ich war durchaus nicht neugierig auf sie, doch da ich sie einmal bei mir hatte, mußte ich wohl oder übel einen Blick darauf werfen. Ich öffnete den Carton. Die Skizze war, wie ich richtig vermuthet hatte, ohne jedes Interesse für mich: eine gewandte Zeichnung des typischen Theaterschurken, eines Mannes mit langen Haaren, buschigen Augenbrauen, kühn blitzenden Augen und satanisch gekräuselten Lippen — mit einem Worte ein Mephistopheles durch und durch.

„Sie ist ein sehr geschicktes Mädchen", sagte ich mir, „das beweist die Skizze."

Dann betrachtete ich aufs Neue Ethelren's Arbeit, die mich in hohem Grade interessirte; ob sie mir den Schlüssel liefern würde, das Geheimniß in Ethelren's Vergangenheit zu erschließen?

16. Capitel.

Am folgenden Tage begab ich mich nach der Leipzigerstraße Nr. 37. Niemand hatte auf meinen Besuch gerechnet. Mein Bote hatte am Tage vorher einen so schlechten Bericht über mein Befinden gegeben, daß es aussah, als würde ich noch lange Zeit das Haus hüten müssen. In Folge dessen waren die Baronin und Therese ausgegangen und ich traf Ethelren wiederum allein zu Hause.

„Wir erwarteten Sie heute nicht", sagte sie in ihrer offenen, bezaubernden Weise, „aber ich freue mich trotzdem sehr, daß Sie gekommen sind. Es geht Ihnen besser, nicht wahr?"

„O, es war ein ganz unbedeutendes Unwohlsein, von dem ich vollständig wieder hergestellt bin", erwiderte ich. „Wo ist die Baronin?"

„Wenn ich mich nicht irre, ist sie zu Ihnen gegangen, um sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Das ist sehr freundlich von ihr. Und das Fräulein?"

„Ist mit ihr."

Nachdem ich mich auf diese Weise versichert hatte, daß wir keine Ueberraschung zu gewärtigen hatten, steuerte ich direct auf den Gegenstand, der meine Gedanken beschäftigte, los.

„Meinen besten Dank für die Skizze", sagte ich.

„Gefällt sie Ihnen? Sind Sie mit meinen Fortschritten zufrieden?"

„Sehr. Aber nun müssen Sie mir erzählen, wie Sie auf dies sonderbare, eigenthümliche Gesicht gekommen sind. Ist es eigene Erfindung?"

„O nein, dazu bin ich nicht talentvoll genug."

„So ist es eine Erinnerung? Kehrt Ihr Gedächtniß wirklich zurück?"

„Es scheint fast so. Ich schrieb Ihnen, daß ich auf eigene Art zu diesem Gesicht kam. Wollen Sie Alles hören?"

„Gewiß, Alles."

„Nun, ich grübelte vorgestern den ganzen Abend über die Aufgabe, die sie mir gestellt hatten, nach, aber es wollte mir nichts einfallen. Ich weiß wirklich kaum, wie ein Schurke aussehen muß. Dann ging ich zu Bett und in der Nacht hatte ich einen Traum, den ich, wie ich genau weiß, oft gehabt habe, aber wenn ich Morgens erwache, habe ich ihn stets vergessen. Diesmal aber wachte ich mitten in der Nacht, mitten im Traum auf und sah ein Gesicht aus dem letzteren deutlich vor mir. Ich zündete rasch die Lampe an, erhob mich, und zeichnete das Gesicht, so gut es eben ging.

„Sie haben es sehr gut gemacht."

„Am Morgen vollendete ich es. Aber ich wollte Ihnen noch sagen, daß ich mich wieder schlafen legte, und alles darüber vergaß, und wohl auch für allezeit vergessen hätte, wenn mich nicht Morgens beim Erwachen die auf dem Tische liegende Skizze daran gemahnt haben würde."

„Es ist ein seltsames Gesicht", sagte ich. „Erinnert es Sie an die Vergangenheit?"

„Ich glaube wohl, aber ich weiß es nicht genau. Mir ist zu Muthe, als müßte mir in jedem Momente Alles einfallen, was damals war —, aber das will und will nicht geschehen."

„Es wird Ihnen mit der Zeit einfallen!" tröstete ich sie. „Machen Sie sich keine zu großen Sorgen deshalb."

Das Gespräch ermuthigte mich nicht wenig. Es schien wirklich, als begänne Ethelren's schlafendes Gedächtniß sich wieder zu regen. Und in meinem Geiste — obgleich ich keinen bestimmten Grund dafür hätte angeben können — setzte sich mehr und mehr die Ueberzeugung fest, dies Gesicht, das im nächtlichen Traume so lebhaften Eindruck auf sie gemacht hatte, daß sie im Stande gewesen, es auf Papier festzuhalten, müsse das Gesicht eines lebenden Menschen sein, der eine große, und muthmaßlich eine düstere Rolle in ihrer Vergangenheit gespielt hatte. Ob er der Mann war, der die Baronin besucht hatte, war eine andere Frage, die ich einstweilen nicht zu beantworten vermochte, über die ich aber früher oder später Gewißheit zu erhalten hoffte.

Ich war allein mit Ethelren und dem Zauber ihrer Nähe uneingeschränkt unterworfen. Gab es ein zweites so schönes reizendes Mädchen in der Welt? Ich glaubte das nicht. Sie befriedigte nicht nur durch ihre Schönheit meine Künstleransprüche, sie schien mir auch durch ihre Person ein neues ideales Streben einzuflößen. Und doch war sie so menschlich, so schlicht, so wirklich. Sie war keine göttliche Madonna, keine magere Heilige, sondern eine echte Frau, ein nicht zu hoch, zu sehr gestelltes Wesen, um irdischen Menschen Liebe einzuflößen, ein Wesen, das zu erblicken und zu lieben in der That eines war.

Während ich all dies dachte und mir zugleich sagte, daß Ethelren jetzt augenscheinlich wieder vollständig genesen sei, legte ich mir unwillkürlich die Frage vor, ob Dr. Falck's Warnung wohl noch jetzt beachtet werden mußte. Mußte Ethelren nicht eine Erklärung von mir erwarten und sich durch mein langes Schweigen schmerzlich berührt fühlen? Mein ganzes Verhalten gegen sie war derartig gewesen, daß es sie von meiner Liebe hatte überzeugen müssen. Mußte sich Ethelren unter solchen Umständen nicht wundern, daß ich mich ihr nicht offen erklärte? Und konnte sie nicht schließlich Verdacht schöpfen, daß ich nur ein Spiel mit ihr und ihren Gefühlen triebe?

Der Gedanke muß für Jemanden, dessen glühendster Wunsch es war, seine Gefühle zur Aussprache zu bringen geradezu unerträglich werden. Ich weiß noch heute nicht, wie ich es über mich brachte, mich wieder zu beherrschen, aber es gelang mir in der That. Jedoch war ich fest entschlossen, jetzt der Geschichte ein Ende zu machen. Entweder mußte Dr. Falck sein Verbot aufheben oder ich würde dagegen handeln.

Einstweilen benutzte ich das tête-à-tête mit Ethelren nur dazu, um der Skizze wegen Fragen an sie zu stellen. Ob sie das Gesicht noch im Gedächtnisse habe, war meine erste Frage.

„Ja", antwortete Ethelren, „besonders wenn ich auf die Skizze sehe."

Die Skizze lag vor uns auf dem Tische.

„Ich bin gesonnen, den von Ihnen gezeichneten Kopf in Oel zu malen", sagte ich.

„So finden Sie ihn für Ihre Zwecke dienlich?" fragte sie erfreut.

„Ganz außerordentlich. So habe ich ihn mir gewünscht. Aber nun müssen Sie mir auch in Bezug auf die Details ein wenig behilflich sein. Wie war die Haarfarbe des Traumgesichts?"

„Sehr dunkel", sagte Ethelren, „fast schwarz".

Meine Phantasie war also auf richtiger Fährte gewesen.

„Ist das Haar glatt oder lockig?"

„Ganz glatt."

„Nun zu den Augen; sie sind vermuthlich auch dunkel?"

„O nein — nein", rief sie, „sie sind nicht dunkel, sie sind von schrecklicher grauer Farbe. Ich sehe sie eben; sie schauen Einen immerfort an, sie folgen Einem überall — o, und sie sind so entsetzlich kalt und grausam."

Aus ihren Worten ersah ich, daß sie bei ihrer Skizze die Augen ganz getreu wiedergegeben haben mußte. Ich hatte mir die letzteren schwarz vorgestellt, hatte mich also, wie es schien, getäuscht.

„Und die Augenbrauen vermuthlich dunkel?"

„Ja."

„Kein Schnurr- oder Backenbart?"

„Nein!"

„Und die Gesichtsfarbe — blaß oder roth?"

„Sehr blaß — etwas gelblich."

„Aber keine krankhafte Blässe?"

„O nein."

Ich stellte noch verschiedene Fragen, die mir Ethelren nicht beantworten konnte. Doch hoffte ich nach Allem, was

SLUB
Wir führen Wissen.